

Jugendliche Sprachdokumente aus vergangenen Zeiten

Autor(en): **Gross, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **71 (1984)**

Heft 6

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-529279>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jugendliche Sprachdokumente aus vergangenen Zeiten

Max Gross

Die Kritiker meinen, das Rechtschreibproblem auf ihre Art aus der Welt zu schaffen, indem sie vorschlagen, auf jegliche Diktate zu verzichten.

Ueli Habegger / Kurt Albrecht in: «Rechtschreiben – Rechtschreibreform», Sondernummer der «schweizer schule», Nr. 9, Jg. 1983, Seite 419.

Unwahrscheinlich viel Zeit wird in der Schule dafür verwendet, eine Regelpaukerei durchzuziehen, deren Bildungsertrag gleich null ist.

Prof. Dr. Louis Wiesmann, Germanist, Basel, selbst, Seite 450.

I

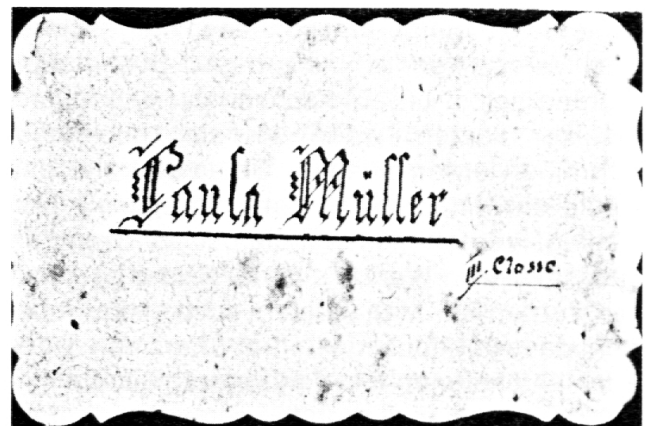
Sprachübungen für die Erlernung der deutschen Rechtschreibung sind so alt wie die ersten Lehrmittel; schon die ABC-Buchstabierbüchlein des späten Mittelalters enthielten Sprachübungen, Konjugation und Deklination in Anlehnung an die lateinische Grammatik, beispielsweise die sechs (!) Fälle¹.

In einem «Dritten Büchlein», 1805 gedruckt und in den «hochfürstlichen» Schulen jenseits des Bodensees im Gebrauch, ein «Büchlein», das immerhin 404 Seiten zählt und alle Wissensgebiete der Grundschulung von der Sittenlehre bis zu den Gewinn- und Verlustrechnungen enthält, ist zwischen den naturwissenschaftlichen Fächern und den Beispielen von Quittungen eine «Anleitung zur deutschen Rechtschreibung» eingeschaltet, «Wörter mit den gehörigen Buchstaben und den verschiedenen Unterscheidungszeichen» (20 Seiten), ein Wörterbüchlein (17 Seiten) und eine «Anweisung zum Briefschreiben» (40 Seiten).

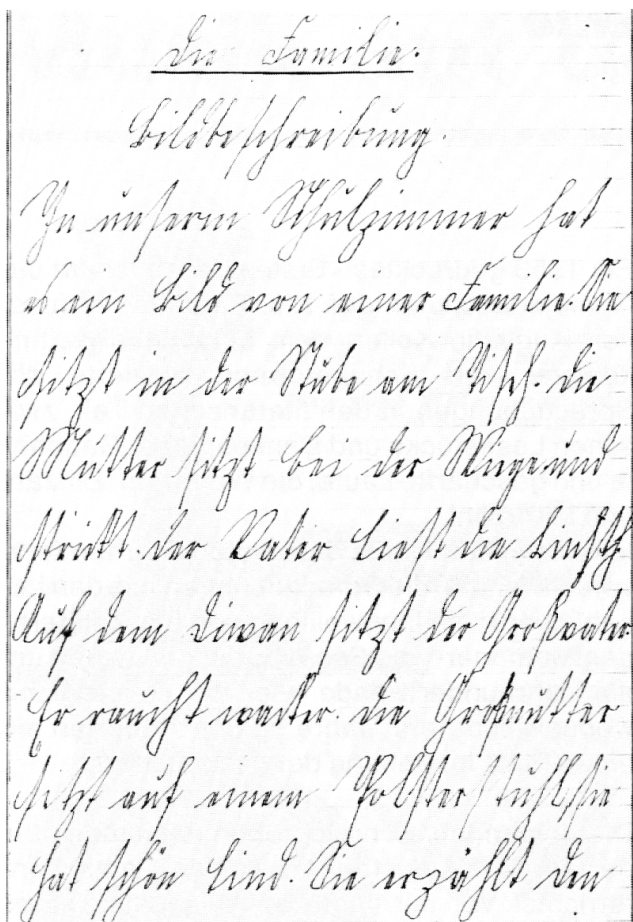
Ein 1853 gedrucktes «Erstes Lesebuch für die Gemeindeschulen des Kts. Aargau», verfasst von Augustin Keller, dem bekannten Kulturkämpfer und Schulreformer, plazierte die Sprachübungen in den literarischen Teil, zwischen Lesestücke und Denksprüche: Gedehnte und geschärfte Laute, die Wortarten, Einzahl und Mehrzahl.

In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts verschwanden die Sprachübungen aus den Lesebüchern; die langweiligen und einschläfernden Memorier- und Schreibübungen waren um die Jahrhundertwende wie von Geisterhand weggewischt, erst Jahre später eroberten sie einen Platz im Anhang der Lesebücher.

Die folgenden Schreibproben stammen aus der sprachübungsfreien Zeit des Deutschunterrichts. Vor mir liegt das Aufsatzheft eines Mädchens, das 1921/22 die dritte Primarklasse besucht hat, ein blaues Quartheft mit der damals üblichen Lineatur, das Schild von der Lehrerin beschriftet.



Das Aufsatzheft der Drittklässlerin enthält 28 Aufsätzchen und 3 Bildbeschreibungen. Die kopierte Seite bespricht ein Bild von Albert Anker, das allen Lesern bekannt sein dürfte. Unter «Linth» muss eine heute noch in Rapperswil erscheinende Lokalzeitung verstanden werden.



Die erste Seite einer Bildbeschreibung

Die Frakturschrift erforderte viel Mühe und Zeit, bis sie einigermaßen leserlich geschrieben werden konnte, die grossen Buchstaben würden selbst uns Erwachsenen noch etliche Seufzer kosten, wenn wir sie (nochmals) schreiben lernen müssten. Seien wir froh, dass heute die Kinder nicht mehr mit einer Schrift geplagt werden müssen, die nur auf Grund eines säkularen Wandels in der Kunst geschaffen worden ist.² Man versteht auch einigermaßen, dass ungeduldige Lehrer öfters den Stock zur Hand nahmen, um den Kindern auf die Finger, in gewissen Gegenden sogar auf die Fingerbeeren zu schlagen, wenn es im Schreibunterricht nicht vorwärts ging. Die noch anfangs dieses Jahrhunderts gefürchteten «Tatzen» waren die leidvolle Folge der schwierigen «Fraktur».

Zu ihrer Rechtfertigung kann allerdings ein sehr bedeutsamer Grund angeführt werden: Die langsam und wiederholt geschriebenen Wörter prägten sich tiefer im Gedächtnis des

Kindes ein als Wörter, die mit einer flüssigen Schrift und mit einer Feder, die auch beim Abstrich ohne Druck geführt werden kann, geschrieben werden. (Bis etwa 1930 war die englische Spitzfeder im Gebrauch.)

Die kopierte Heftseite enthält keinen Rechtschreibbefehler, das ganze Heft achtzehn, das sind durchschnittlich ein bis zwei Fehler pro Seite. Es mag auffallen, dass auf der gleichen Seite dreimal «sitzt» steht. «Der Grossvater ruht sich auf dem Kanapee aus», wäre stilistisch besser. Doch bin ich der Auffassung, dass auf der Unterstufe Umschreibungen noch verfrüht sind.

Der Vorteil, Rechtschreiben im Aufsatzunterricht zu üben, kann gegenüber der heutigen Methode, die Rechtschreibung mittels Sprachübungen zu vermitteln, enorm sein, dann nämlich, wenn sich die Wörter in der Aufsatzbesprechung organisch mit den entsprechenden Vorstellungen verbinden.

Eine Schriftstellerin, die über den Literaturwettbewerb um den Ingeborg-Bachmann-Preis in Klagenfurt schrieb, sagte wörtlich, sie könne nur die Schreibweise solcher Wörter behalten, die ihr eine klare Vorstellung vermittelt hätten. Eigentlich selbstverständlich, aber nicht selbstverständlich für unsern Sprachunterricht, der in den Sprachübungen am laufenden Band neue Wörter ohne klare Vorstellungen vermittelt. Das wäre auch gar nicht möglich bei Diktaten mit neuen Inhalten, und die zudem noch möglichst schnell geschrieben werden müssen.

Im vorliegenden Aufsatzheft gibt es 14 Wörter, die im Auslaut einen k oder ein ck enthalten, 13 sind richtig geschrieben. Nehmen wir an, dass die Schreiberin bis Ende der Schulpflicht jedes Jahr 13 neue k-/ck-Wörter richtig schreiben lernt, dann sind es gut fünf Dutzend. Eine Sprachübung, die dasselbe Rechtschreibproblem angeht, bringt vielleicht zwei Dutzend Wörter auf einmal, doch bleibt keine Zeit, um alle genau zu erklären, einige Wörter werden deshalb falsch geschrieben, andere prägen sich nicht dauerhaft ein. Erfahrungsgemäss müssen wohl ein Dutzend das nächste Jahr wiederholt werden. Die Autoren der Sprachübungsbücher wissen das, dieselben Übungen kommen im nächsten Jahr wieder, in Variationen, wie Klavieretüden.

Mit «schön lind» wird nicht jedermann einverstanden sein. Mundartliche Redewendungen

sind manchmal originell, manchmal verflachen sie oder verlieren ihren ursprünglichen Sinn.³ Um die Leistung des zehnjährigen Mädchens beurteilen zu können, muss man wissen, dass sie im Zeitalter der Schiefertafel und des Schiefergriffels erbracht worden ist; die Papierflut, bedruckt und unbedruckt, hatte die Schule noch nicht erreicht. Es handelt sich also nicht um ein sogenanntes Reinheft, in das der Text von einem Entwurfsheft abgeschrieben worden ist. Wir können wohl annehmen, dass schwierige Wörter von der Wandtafel auf die linierte Seite der Schülertafel geschrieben wurden, ein vollständiger Aufsatz kaum.⁴

Auch die Leistung der Lehrerin, die eine dritte Klasse für die Führung eines Aufsatzheftes begeistern konnte, was nicht nur Fantasie, sondern auch Kenntnis und Verständnis der Kinder und ihrer Umwelt erforderte, muss imponieren. Wenn man sich vorstellt, wie leicht es heute den Lehrern im Sprachunterricht gemacht wird, die, ohne sich gedanklich bass anzustrengen, das Übungsbuch aufschlagen lassen – und schon ist die Klasse wieder mit einer schriftlichen Arbeit beschäftigt. Oder wenn sie aus einem Arbeitsblatt aus dem überreichen Angebot an Unterrichtshilfen ein Diktat, beispielsweise über das Leben der Indianer, vorsprechen, das die Kinder als Hausaufgabe vorbereitet und die Bezeichnungen für Zelt, Handbeil und Kopfhaut schreiben geübt haben. Die Arbeitsweise hat sich – jedenfalls im Sprachunterricht – krass gewandelt, aber kaum zugunsten der Bildung.

Heute blättert eine siebzigjährige Frau in dem unscheinbaren Aufsatzheft. Sie erinnert sich wieder ihrer Kindheit, ihrer Mutter, deren Arbeit in Küche und Kammer, ihres Vaters, der in den Sandsteinbrüchen am obern Zürichsee gearbeitet hat. Sie sieht sich wieder im Hausgarten mit der Katze Möhrli auf den Armen, im Maisfeld draussen in der Allmend, wo Mutter jätet. Das Heft hat trotz des kindlichen Autors auch einen allgemein dokumentarischen Wert. Es enthält beispielsweise drei Aufsätze, die das längst vergessene Kreisspiel beschreiben: «Kauf des Kreisels» – «Beschreibung des Spiels» – «Wie ich eine Peitsche mache».

Was dagegen sagen uns die Sprachübungsblätter und Übungshefte heute und morgen? Nichts als beklemmende Langeweile, «diese Einbruchsstelle aller bösen Geister» (Kafka in einem Brief über Erziehung an seine Schwe-

ster Elli Hermann). Sie sind des Aufbewahrens nicht wert, nur Symbole des Anschlusses der Schule an das Papier-Wegwerf-Zeitalter.

//

Dreissig Jahre älter ist ein zweites Dokument, das Protokollbuch der «Gesangssektion Jacquard Weberei Bischofszell», ein ziemlich gewichtiges, steif gebundenes Heft mit marmoriertem Deckpapier und grünem Leinenrücken, mit siebzig linierten Blättern, das Fr. 2.40 kostete. Es ist nur zur Hälfte beschrieben, weil das Männerchörli nach wenigen Jahren aufgeben musste (siehe Auflösungsprotokoll). Vorne stehen die Statuten, dann folgen Versammlungsprotokolle, jedes Jahr ein Reisebericht, und ein fleissiger Aktuar protokollierte sogar die Gesangsproben.

Offensichtlich war der Posten eines Actuars früher schon wenig begehrt; während der vierjährigen Vereinsdauer waren auch vier Aktuare im Amt. Der letzte hiess Johann Hentsch, der zweitletzte unterschrieb mit Joseph Grohs, zwei Fabrikweber, die nach den obligatorischen Schuljahren, zwischen dem 14. und 15. Lebensjahr, die Arbeit in der Fabrik aufnahmen. Die beiden Freunde stammten aus äusserst ärmlichen Verhältnissen, der eine (Hentsch) hatte die Schule in einer ausgebauten Primarschule, die allerdings pro Klasse 50 Schüler aufwies, der andere hatte sie in einer winzigen Gesamtschule in einem benachbarten Dorf (Halden) absolviert.

Beide schrieben ähnlich, die folgende Kopie gibt eine ausgesprochen schöne Schrift wieder. Beiden ist es gelungen, aus der eckigen, wenig rhythmischen Fraktur eine rhythmische und geschmeidige Schrift zu schaffen. Und beide beherrschten auch die Antiqua; beide schrieben fast fehlerlos. Das ist nicht so selbstverständlich, denn beide hatten, wenn sie nicht gerade sonntags schrieben, einen 12stündigen Arbeitstag hinter sich.

Das erste Versammlungsprotokoll ist gedruckt vollständig beigelegt, es unterscheidet sich kaum von heutigen Vereinsprotokollen, weder in der Form und dem Stil, noch in der Rechtschreibung, obwohl jeder heutige Vereinsaktuar länger zur Schule gegangen ist und darnach noch mindestens eine Berufsschule besucht hat.

Jahresversammlung

Donnerstag den 15. März 1894 im Muggensturm.

Praktanden

- I.) Wahl zum Tagespräsidenten.
- II.) Aufnahme neuer Mitglieder.
- III.) Abwählen der Revision.
- IV.) Vorlesen des Protokolls.
- V.) Wahl des Vorstandes.
- VI.) Wahl des dirigenten u. der Revisionskommission.
- VII.) Vorlesen der Statuten.

Infolge Abwesenheit des Präsi-
denten wird Hr. Lehrer Künzle als Tagespräsident
vorgeschlagen u. gewählt. Derselbe will daran mit, dass
sich hier eine Abthg. u. viele Passivmitglieder
angemeldet haben. Die Passivmitglieder werden al-
le einstimmig in den Verein aufgenommen.

Ganzes Protokoll

Jahresversammlung

Donnerstag, den 15. März 1894 im Muggensturm

Traktanden

- I. Wahl eines Tagespräsidenten.
- II. Aufnahme neuer Mitglieder.
- III. Abnahme der Rechnung.
- IV. Verlesen des Protokolls.
- V. Wahl des Vorstandes.
- VI. Wahl des Dirigenten u. der Rechnungsrevisoren.
- VII. Verlesen der Statuten.

Infolge Abwesenheit des Präsidenten wird Hr. Lehrer Schüepf als Tagespräsident vorgeschlagen und gewählt. Derselbe teilt dann mit, dass sich vier neue Aktiv- und acht Passivmitglieder angemeldet haben. Die Passivmitglieder werden einstimmig in den Verein aufgenommen. Bei den Aktivmitgliedern wird noch zugewartet, da der Hr. Dirigent sich zuerst über ihre Stimmittel orientieren möchte. Die Rechnung wird vom Kassier vorgelesen u. unter bester Verdankung angenommen. Das Protokoll wird verlesen und genehmigt. Als Stimmzähler wurden gewählt H. Näf u. Keller. Darauf folgt die Wahl des Vorstandes.

Der bisherige Präsident J. Bischof gibt die schriftliche Erklärung ab, keine Wiederwahl als Präsident mehr anzunehmen. Der Verein nimmt seine Entlassung als Präsident an und verdankt ihm seine guten Dienste. Auf das hin wird der bisherige Kassier Alb. Widmer im 2ten Wahlgang mit 15 von 20 Stimmen als Präsident gewählt. Als Aktuar wird an Stelle des zurücktretenden Gottl. Raschle Grohs gewählt, als Kassier Näf mit 15 von 20 Stimmen. Herr Lehrer Schüepf wird einstimmig wider als Dirigent bestätigt u. ihm die geleisteten Dienste bestens verdankt. Als Rechnungsrevisoren werden einstimmig wieder gewählt die Herren Lehrer Schüepf und Lindenmann.

Hierauf werden die Statuten verlesen. Dieselben bedürfen aber nach Aller Ansicht dringend einer Revision. Da die Zeit bereits vorgerückt ist, wird von Gustav Rüegg beantragt, dieselbe der Kommission zu überweisen unter Zuzug von zwei weiteren Mitgliedern, was dann auch sofort beschlossen wurde. Als Kommissionsmitglieder werden gewählt die Herren Tanner und Schildknecht.

Der Präsident eröffnet die Diskussion über die gemischten Chorproben, welche zahlreich benützt wurde. Es wird beschlossen, provisorisch alle 14 Tage eine Probe zu veranstalten.

Hr. Schläpfer ergreift hierauf noch das Wort, um dem Vereine anzuempfehlen, der Reisekasse etwas mehr Beachtung zu schenken. Hierauf Schluss der Versammlung.

(unkorrigiert)

Text des Auflösungsprotokolls

Je länger wir unsere Ferienzeit ausdehnten, um so kleiner wurde unsere Mitgliederzahl. Neue Kräfte waren trotz mancher Anfrage keine aufzutreiben und von den bisherigen schüttelten noch einige den Staub Bischofszell's von den Füßen. Es schmolz somit unsere Gesellschaft auf die Teilnehmerzahl 4 herunter, was den Aktuar im Einverständnis derselben dazu bewegte, das Schlusswort: «AMEN» unter sein Protokoll zu setzen und die Gesangs-Materialien aufzugeben.

(Diese mussten statutengemäss an die Krankenkasse der Weberei ins Depot gegeben werden.)

Bischofszell, d. 30. Mai 1895

Der Aktuar: Joh. Hentsch⁵
(unkorrigiert)

Vom Schreiber des kopierten Blattes sind auch einige Briefe erhalten. Sie sind an den Bruder Fritz gerichtet und beginnen mit der Anrede «Mein lieber Sohn und Bruder», weil er im Auftrage seines kranken Vaters schreibt. Fritz hatte eine Lehre als Schlosser hinter sich und arbeitete in der Motorenfabrik Saurer & Lüdi in Arbon. Noch mehr als die Armut ergreift das Zusammengehörigkeitsgefühl, man denkt unwillkürlich an «Die Weber» von Gerhart Hauptmann, die Tragödie der schlesischen Leineweber, welche gerade in den neunziger Jahren zum ersten Mal aufgeführt wurde.

Nun aber einige Zitate aus den Briefen:

Joseph:

«Wegen uns kannst du schon einen Rock und Hut kaufen, wenn du uns dann nur etwas gibst, wenn wir Winterholz kaufen müssen. Lezten Zahntag hatte ich 39 Fr. Hose und Weste habe ich jetzt, es fehlt mir nichts mehr als der Lismer.» (4. September 1890)

Fritz:

«Meine Arbeit geht so immer im gleichen. Ich verrichte sie gerne. Gestern hatten wir eine Versammlung von sämtlichen Arbeitern, wegen Einführung der zehnstündigen Arbeitszeit. Es kam kein Resultat zustande, weil Herr Saurer den Lohn nicht erhöhen wollte.

Zuerst glaubte ich auf Weihnachten heimzukommen, doch glaube ich, es wäre besser bis Neujahr zu warten, weil wir dann Zahntag haben. Schreib, ob ich etwas Notwendiges kaufen soll oder das Geld dafür geben. Nachher gibt es einen schlimmen Zahntag, auch muss ich ein Überkleid kaufen.» (20. Dezember 1890)

Joseph:

«Wir danken dir herzlich für deine Gaben. Es ist ja fast zu viel, was du uns geschickt hast, du brauchst alles Geld für uns. – Was den Vater betrifft, so muss er immer noch zu Hause bleiben, und wenn er noch gesund wäre, so könnte er doch nicht nach Bischofszell laufen bei diesem Wetter.» (10. Dezember 1891)

(unkorrigiert)

Zum Schluss noch ein Ausschnitt aus dem Brief einer 16jährigen Bauerntochter an ihre 20jährige Schwester Marie, die sich dem Fabrikweber Joseph versprochen hat, aber nach des Vaters Willen, der von einer Heirat mit dem armen Schlucker nichts wissen wollte, nach Marseille fahren musste, um eine Stelle als Kindermädchen anzutreten. Auch Anna Büchel, so hiess die Verfasserin des Trostbriefes, schrieb, abgesehen von der vereinfachten Komma-Interpunktion, fast fehlerlos, mit einer mädchenhaft-ebenen und schnörkellosen Fraktur, in aufrichtigem Mitgefühl für die beiden Liebenden, die zueinander nicht kommen konnten. Nicht ein tiefer Strom trennte sie, sondern ein 600 Kilometer langer Weg, den keines der beiden zurücklegen konnte; dem Burschen fehlte das Geld, Gehorsam gegenüber dem Vater hinderte das Mädchen.

Text des Trostbriefes (gekürzt)⁶

Liebe Marie! Über deinen Ib. Seppli weiss ich nicht soviel zu sagen ich sehe in nur an Sonntagen aus der Kirche u. dann noch nicht immer jedesmal. Mutter Rosina u. ich sprechen fast jeden Tag von ihm, denn weisst du, es gibt eine Papierfabrik u. dann bekommen dein Seppli u. Hentsch auf den Frühling bessere Stellen ich glaube Seppli wird Monteur oder was ich weiss nicht sicher. Gegenwärtig sind er und Hentsch in der Thur mit Kieswerfen beschäftigt, denn sie helfen mit an dem Bau. Die Mutter sagte letzthin nach dem Mittagessen zum Vater, dass Gross und Hentsch bessere Stellen bekommen aber er sagte nichts dazu. Die Mutter sagt immer er sei ein braver u. redlicher Bursche u. er habe einen vortrefflichen Charakter, sonst würde er sich nicht um eine höhere Stellung bewerben. Und ihr werdet einander wohl schreiben u. einander nicht abgegeben haben u. wenn es Gottes Wille sei so werdet ihr wohl noch zusammenkommen u. wenn ihr fünfzig Jahr alt würdet, sie stehe auch nicht im Wege u. der Vater würde sich zuletzt drein schicken müssen. So spricht die Mutter. Aber was will ich dich quälen mit unnützen Gedanken u. doch macht es mir Freude dir

dieses mitzuteilen (aber Seppli wird es dir schon geschrieben haben) denn ich nehme den innigsten Anteil an deinem Geschicke u. an deiner Liebe u. vielleicht geht dir der Glücksstern ... strahlender und lieblicher auf als am Anfang denn Seppli kann sich eine sichere Existenz gründen. Ich bete zu Gott dass er ...

(unkorrigiert)

III

Die authentischen, auch in der Interpunktion unveränderten Beispiele sind gewiss nicht repräsentativ für die Schule unserer Väter und Grossväter, aber sie bezeugen, dass es auch damals möglich war, schlechthin fehlerlos schreiben zu lernen, selbst Schülern, die aus der Grundschrift stammten wie die beiden Weber. Der Vater des Mädchens vom Zürichsee, ein Steinmetz, gehörte zur Kategorie der gelernten Arbeiter. Nur das Mädchen aus dem Thurgau, das eine ausgebaute Primar- und Sekundarschule besucht hatte, zwar mit Schülerzahlen um 50 pro Klasse (Primarstufe), kam aus der höheren Sozialschicht der Talbauern, die im Thurgau heute noch höher eingestuft werden als der Mittelstand.

Wie sind diese Erfolge in der Rechtschreibung, erzielt in heute verpönten Schulstrukturen und teilweise in überfüllten Klassen, zu erklären? Erfolge, die sich ohne Diktate und andere Sprachübungen, ohne Sprachübungsbücher und ohne Sprachübungshefte eingestellt haben.

Das Geheimnis liegt ohne Zweifel in der Integration bestimmter Unterrichtsziele in eine ganzheitliche Methode. Dazu gehörte das Schülergespräch über die Art und Weise, wie man einen Gegenstand oder einen kurzen Handlungsablauf genau beschreibt, wenn immer möglich verbunden mit einem vorausgehenden Anschauungsunterricht. (Zusammengefasst nannte man dies früher «Aufsatzbesprechung».)

Dazu gehörte eine nicht allzuschnell, aber schön geschriebene Schrift, die den Schüler zwang, die Wörter genau anzusehen. Die Fraktur, abgesehen von den erheblichen Schwierigkeiten, sie zu erlernen, ermöglichte eine intensive Einprägung schwieriger Wörter. Aber auch die Antiqua wurde früher langsam und kunstvoll geschrieben. Das «Lateinische

Buchstabir- und Lesebüchlein zum Gebrauche der Elementar-Schulen in Zug», gedruckt ungefähr um 1820, enthält ein überaus schönes

lateinisches Alphabet mit einer Gebrauchsanweisung, die zeigt, wie seinerzeit Kielfedern präpariert wurden (siehe Illustration).

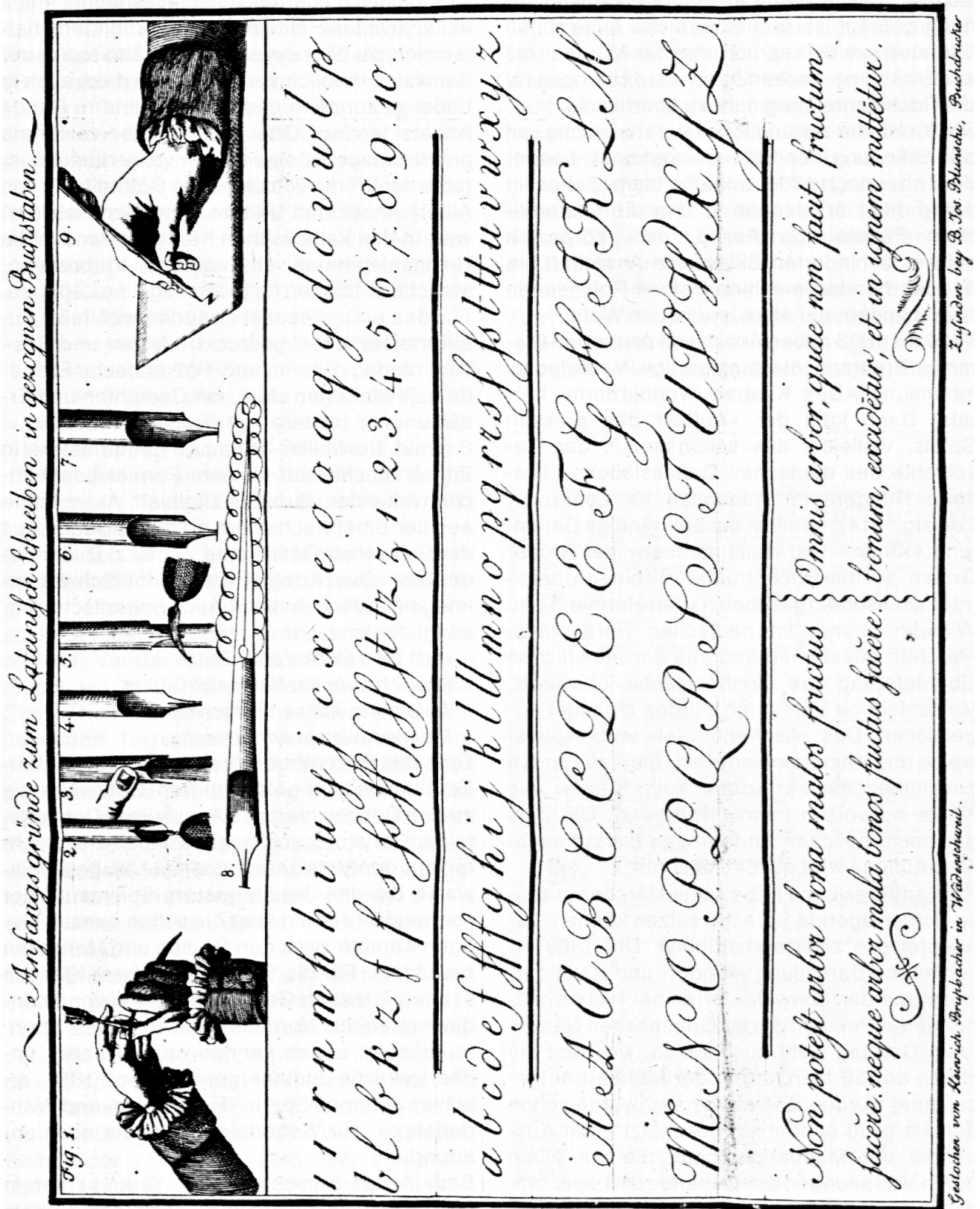


Tabelle aus dem Zuger Buchstabir-Büchlein (gedruckt um 1820)

Ein durch Anschauung erreichter sprachlicher Ausdruck, eine hochdeutsche Aussage, die durch Nachsprechen, Nacherzählen und Nachschreiben erarbeitet wird, eine saubere Schrift, welche durch elementare Kunsterziehung geprägt ist, und eine reiche Auswahl an Literatur vom Lehrspruch über das Märchen bis zur Erzählung machen besondere Übungen für die Rechtschreibung nahezu überflüssig.

Die für Kinder zugängliche Literatur wuchs seit der Erfindung der Buchdruckerkunst, besonders aber nach 1800, unaufhaltsam. Schon im Jahre 1451 erschienen in Ulm die unsterblichen Fabeln von Aesop, dem körperlich schwer behinderten Sklaven in Anatolien. Im 18. Jahrhundert erschien Defoes Robinson in allen Ländern der alten und neuen Welt.

1806 bis 1808 gaben Achim von Arnim und Clemens Brentano die einzigartige Volksliedersammlung «Des Knaben Wunderhorn» heraus. Dann kam der «Auftakt des grossen Spiels, vielleicht des schönsten in der Geschichte des deutschen Geisteslebens» (Severin Rüttgers im Handbuch für Lehrende, Leipzig 1914), nämlich die dreibändige Sammlung «Kinder- und Hausmärchen» der Brüder Grimm, auf den Büchermarkt. Mit einer Arbeitsintensität sondergleichen hatten Hermann und Wilhelm Grimm im deutschen Sprachraum Märchen gesammelt und aus der mündlichen Überlieferung ins Hochdeutsche übersetzt. Verschiedene Versionen wurden einander angeglichen. Das «Aschenbrödel» ist beispielsweise aus vier verschiedenen Überlieferungen zusammengesetzt, «dass kein Kenner die Nähte aufweisen kann» (Rüttgers). Die Zahl der nachträglichen Änderungen bis zur sechsten Auflage wird auf 649 beziffert.

Kein anderes Land habe seine Märchen in eine so hervorragende Sprache setzen können, behauptet das zitierte Handbuch. Die 1869 erschienene Sammlung «Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz» erreichte nicht annähernd die Popularität der Grimmschen Sammlung. Das lag wohl auch daran, weil fast die Hälfte der 56 Märchen in der Mundart aufgezeichnet wurden. Dialektliteratur wurde schon damals nicht sonderlich geschätzt – mit Ausnahme der Mundartgedichte, die vor allem durch Vertonungen den Zugang zum Leser fanden.

Sammler und Herausgeber war der Germanist Otto Sutermeister, einer der bedeutendsten

Mundartkenner. Die 50 Hefte «Schwizer-Dütsch» des Berner Professors, die alle wichtigsten Dialekte der Schweiz berücksichtigten, sind für den Mundartforscher und auch kulturgeschichtlich überaus aufschlussreich.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten sich die ökonomischen Verhältnisse in der Schweiz erheblich verbessert, so dass auch in Leder gebundene und reich illustrierte Bände Absatz fanden. Otto Sutermeister zeichnete als Herausgeber einer prachtvollen Luxusausgabe der Werke von Jeremias Gotthelf, die von Albert Anker und andern Künstlern bebildert war. In den katholischen Kantonen fanden die Heiligenlegenden eine grosse Verbreitung, manche enthielten für jeden Tag eine Legende. Für das erste Lesealter wurden wohlfeile illustrierte Heftchen gedruckt, «Nimm und lies» vom Verlag Eberle und Rickenbach, Einsiedeln, je 60 Seiten stark, mit Gedichten und Erzählungen, letztere mit Vorliebe von Chr. v. Schmid. Der Müller-Verlag zur Leutpriesterei in Zürich druckte auf kleinem Format Leseheftchen mit einem farbigen Titelblatt. Ausschnitte aus der Bibel wechselten ab mit Episoden aus der Schweizer Geschichte. Da ist z. B. die Rede von «Des Krieges Elend» im Schwabenkrieg nach Pinckheimer. Auch patriotische Gesänge fehlen nicht:

«Aus dem Dunkel alter Zeiten

Strahlt hervor ein Heldenbild.

Waldmann, kühner Bürgermeister,

Tritt herein in unsern Kreis.»

Grösster Beliebtheit erfreuten sich die Ritter-Erzählungen, angefangen von Genoveva bis zu den Geschichten des Augsburger Domkapitulars Christoph von Schmid. Auch Geschichten aus den Missionen kamen gut an, beispielsweise die des Jesuitenpaters Spillmann, der vor hundert Jahren über die schon damals blutigen Kämpfe zwischen Drusen und Maroniten berichtete. Für die Schüler der obern Klassen schrieb Friedrich Gerstäcker, der zuvor die Indianerstämme Nordamerikas in einem abenteuerlichen Leben kennen gelernt hatte, unübertreffliche Indianergeschichten. 1881 erschien Johanna Spyris «Heidis Lehr- und Wanderjahre», ein Welterfolg, der heute noch andauert.

Bedeutende fremdsprachige Werke kamen in unsere Schulbibliotheken, nach den Fabeln des Phrygiers Aesop und «Robinson Crusoe» des Engländers Defoe die Volkserzählungen

des russischen Grafen Tolstoi («Wieviel Erde braucht der Mensch»), die historischen Romane des Polen Sienkiewicz («Quo vadis?»), und «Herz» des Italieners De Amici («Marco sucht seine Mutter»).

Es ist kein Zufall, dass der kaum erhoffte Reichtum der allgemein zugänglichen Literatur die Sprachübungsteile in den Fibeln und Lesebüchern überflüssig machte. Sie verschwanden bis auf die wenigen Übungen, die sich mit der Silbentrennung und der Grossschreibung der Substantive befassten. Das Problem der Rechtschreibung wurde auf dem Umweg über den Kontakt mit der Literatur und den Aufsatzunterricht gelöst, offenbar da und dort mit erstaunlichem Erfolg, wie in einem Schulbericht aus dem Jahre 1895 zu lesen ist:

«Ein Inspektor durchleuchtete in seinem Bezirk Aufsätze. 70 Prozent waren sprachlich gut. 45 Prozent ohne orthograpische Fehler. Die durchschnittlichen Fehlerzahlen einer Arbeit betrug nur 1,35. Die Arbeiten der Mädchen waren etwas besser als die der Knaben.» (Thurgauisches Schulblatt Nr. 11, November 1893)

Symbolisch für die grosse Wende waren zwei neue Lesebücher, eine Fibel und eine Anthologie für Oberstufe und Mittelschule. Die broschiierte Fibel fällt schon durch das Umschlagbild auf: Vor der Kulisse des Stiftes St. Gallen macht ein Kinderpärchen auf dem Weg zur Schule halt. Der Knabe hat aus dem am Boden liegenden Tornister die Fibel herausgenommen und schaut sie belustigt an, das Mädchen guckt über die Schulter des Kameraden. Ein Kätzlein flattiert, ein Vöglein brütet vor dem Portikus, ein anderes äugt nach Futter. Über dem Bogen, der die mit einer Girlande geschmückten Säulen verbindet, zimmert Gallus seine Hütte, während der Bär die Baumstämme herbeiträgt.

Die Fibel bleibt auf jeder Seite dem einladenden Umschlagbild treu, in Bild und Wort. Die Texte stammen aus dem Volksschatz der Kinder- und Volkssprüche, sie atmen Lebensfreude und sprühen Humor. Moralgeschichten wie «Der dankbare Sohn», «Die neidische Nachbarin», «Der gute Knecht» sind verschwunden. Keine Spur ist mehr zu entdecken von der in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts in vielen Kantonen obligatorischen Zürcher Fibel, verfasst von Sekundarlehrer Gerold Eberhard, die, in vielen Auflagen gedruckt, überall hin-

schwärmte, ein urlangweiliges Erstklasslesebuch, das Lesen nur als mechanischen Vorgang verstand.

Die Strichzeichnungen sind – zum Teil koloriert – im Text verteilt, die Umrandung nach Art des Jugendstils teilweise aufgelöst, gleichsam mit Schmunzeln hingesezt. Da fällt ein Bub vom Wagen platt auf die Strasse, dort zieht der Bahnwärter die Bahnschranke mit samt der angebundenen Geiss hoch. Der erschrockene Bauer reklamiert beim Bahnhofvorstand: «Du allei bist schuld, dass i mini Geiss verlore ha.» Ebenso unbedenklich wie die Darstellung der armen Ziege steht hier im hochdeutschen Text ein Satz in der Mundart.

Lesebuchautoren, die einmal vom Podest zu den Kindern heruntersteigen, das ist auch heute eine Seltenheit. Aber zuweilen gibt es auch im Leben eines Lehrers Sternstunden, diesmal

Wie bist du?
 klein v. der groß, jung v. der alt,
 dick v. der dünn, lang v. der lung,
 links v. der rechts, stark v. der schwach,
 klug v. der dumm, ja. nein v. der krank.

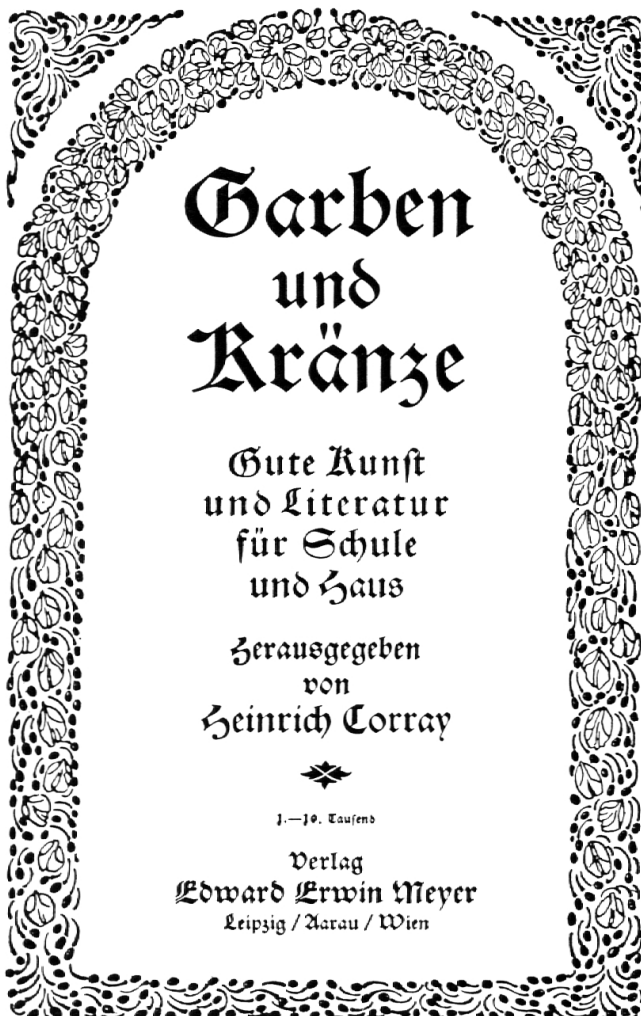


Reue müßig,
 wir Frauen mit der Rützel,
 wir Frauen mit der Pfundungoft,
 was es können Ruzzen köst!
 Horeni, Anore!
 die Köst ist du!
 Von wirtem für ich pfon den Vor,
 Dein Lachlein blüht der Köstillon.

Eine Seite der St. Galler Fibel, im Hintergrund der Schneckenpost der Schlosshügel von Rapperswil.

gar für vier aus dem Kanton St. Gallen: Adolf und Karl Schöbi, Unterstufenlehrer, Ulrich Hilber, dem Präsidenten der Lehrmittelkommission, und dem Rorschacher Seminarlehrer Jean Frei. Gottlieb Merki, ein in Männedorf unvergessener Lehrer und Kinderfreund, schuf Einband und Illustrationen sowie einige Seiten, die bereits damals schon den Werkunterricht vorbereiteten (Modellieren, Schneiden, Kleben).

Die zweite sensationelle Neuerscheinung stammte von dem Zürcher Lehrer Heinrich Corray: «Garben und Kränze», eine Anthologie von über 400 Seiten. Den Einband ziert das Bild eines Landmädchens mit griechischem Profil und mit einer Tunika bekleidet. In der einen Hand hält es eine Sichel, mit der andern stützt es eine girlandengeschmückte Garbe.



Titelblatt in Druckfraktur mit Jugendstildecor

«Wenn du für die Jugend schreiben willst, darfst du nicht für die Jugend schreiben.» Dieses Paradoxon von Theodor Storm galt als Leitidee der getroffenen Auswahl. Corray hat sich daran gehalten. Von Gotthelf bis Hesse, von Storm bis Rosegger, von der Droste bis zu Huggenberger begegnen uns lauter Texte, die nicht ausdrücklich für die Jugend geschrieben und trotzdem von ihr verstanden werden. Das gilt auch für die auf Kunstdruckpapier zum Teil farbig gedruckten Bilder von Böcklin, Hodler, Millet, Delacroix, Segantini, Hans Thoma u. a.⁷ Die Sammlung «Garben und Kränze» des Zürcher Lehrers H. Corray erschien 1912 im E. E. Meyer Verlag Aarau, die St. Galler Fibel 1913 im staatlichen Lehrmittelverlag und im Fibelverlag Flawil. Der Erste Weltkrieg, durch das Attentat auf das österreichische Kronprinzenpaar in Sarajewo ausgelöst, verhinderte ähnliche aufsehenerregende Publikationen, aber die Schulreform vermochte er nicht zu stoppen. Im Gegenteil, die Jahre bis 1930 waren erfüllt von einer beispiellosen Sehnsucht nach einer neuen, bessern Schule; trotz der immer spärlicheren Mittel und dem Zusammenbruch der Währungen in Deutschland und Österreich kam die Reform des Freien Aufsatzes, der gestalteten Kinderzeichnung sowie der Schriftreform, welche die Fraktur in eine flüssige Gebrauchsschrift umwandelte und die englische Schreibfeder durch eine Feder, die keinen Druck erforderte, ersetzte.

Die schon bestehenden Landerziehungsheime blühten weiter, neue wurden gegründet, Schulversuche auf der Volksschulstufe erprobten in Hamburg und Wien vor allem erzieherische Forderungen. Es entstand der Weltbund für Erneuerung der Erziehung mit einer kleinen, aber aktiven Schweizer Sektion. Die ausgezeichnete Zeitschrift «Das werdende Zeitalter» verband Lehrer und Erzieher im deutschen Sprachgebiet. Ein letzter Kongress fand 1932 in Nizza statt mit Maria Montessori, mit Claparède und Piaget vom Jean-Jacques-Rousseau-Institut, mit Schohaus vom Seminar Kreuzlingen, aber ohne die Deutschen.

Der Nationalsozialismus hatte die deutsche Sektion aufgelöst; das «Werdende Zeitalter» durfte nicht mehr erscheinen. Hauptschriftleiter Karl Wilker emigrierte in die Schweiz und leitete kurze Zeit das Landerziehungsheim Hof

Oberkirch Kaltbrunn, dann reiste er weiter nach Südafrika. Die zweite Schriftleiterin, Elisabeth Rotten, kam ebenfalls zurück in die Schweiz, Paul Geheeb, der Mitbegründer der Odenwaldschule, gründete im Hasliberg eine neue Internatsschule, die Ecole d'Humanité. Kurt Hahn, der Leiter der berühmten Schule Salem, emigrierte nach Schottland.

Die schweizerische Schule kam im grossen ganzen ungeschoren davon, obwohl sie nun auf internationale Impulse verzichten musste. Es entwickelten sich sogar nationale Projekte wie die Gründung des Schweizerischen Schulwandbilderwerkes. Daneben aber wurden auch Entwicklungen gefördert, die sich heute als Fehlentwicklungen herausstellen, wie die Technisierung des Sprachunterrichtes. Schon kurz nach Ausbruch des Krieges erschienen die ersten noch schmalen Sprachlehrmittel (St. Gallen 1941). Bereits 1939 brachte der Verlag Huber, Frauenfeld, ein ausführliches Übungsbuch von Jakob Kübler heraus für die 1. bis 6. Klasse, das in der Übersicht schon von Dativ- und Akkusativobjekt handelt.

Nach dem Krieg wuchs die Zahl der sprachlichen Lehrmittel und Unterrichtshilfen grotesk an, der einzelne Lehrer verlor dabei die Übersicht. Am besten zog sich der Verlag Arp, eine Arbeitsgemeinschaft um Konrad Bächinger, Rapperswil, aus der Lehrmittelschwemme; seine Lehrmittel zeichneten sich durch eingeschobene literarische Texte und eine vorzügliche Illustrierung aus. Heute übertrifft die Seitenzahl der Sprachbücher und sprachlichen Arbeitsblätter nicht selten den Umfang des Klassenlesebuches.

Kaum bemerkbar, jedoch viel unheilvoller wirkte sich die Okkupation des Feierabends durch Radio-, Fernseh- und Videoapparate aus. Heute hat er seine traditionelle Bedeutung als Spiel-, Sing- und Leseabend fast völlig eingebüsst. Das ist, zusammen mit dem Verlust der mündlichen Überlieferung, eine Tragödie, deren Ausmass immer noch nicht begriffen wird.⁸

Dem drohenden Verlust kamen jene Pfarrherren und Lehrer zuvor, die beizeiten eine Pfarr- oder Schulbibliothek einrichteten. Johann Schöbi, der als Schriftleiter der Volksschulsparte zusammen mit Josef Niedermann, dem

ersten Kulturpreisträger des KLVS, jahrelang Seele und Gesicht der «schweizer schule» geprägt hatte, postulierte seinerzeit: «Keine Diktate, aber in jedes Schulzimmer eine Klassenbibliothek!» Anders ausgedrückt: «Lesen (lassen) ist wichtiger als diktieren.»

Gar so weit kann man heute wohl nicht mehr gehen. Wenn man an ein Diktat die Forderung stellt, dass es kurz sei, langsam diktiert wird und einen literarischen Text hat, soll es seinen Platz im Sprachunterricht haben. Ich halte es mit Paul Erismann, dem Herausgeber des 1938 erschienenen «Kunterbunter Geschichtenstrauß»: «Kleine Geschichten eignen sich zum Nacherzählen, Nachschreiben, aber auch zu Diktatübungen.»

Zum Schluss sei noch darauf hingewiesen, dass die Tendenz, aus dem Lesebuch ein Sachbuch zu machen, gefährlich ist. «Ein Lesebuch hat es mit Literatur im strengen Sinn zu tun», schrieb Claudio Hüppi im Kommentar zu seinem vorzüglichen Lesewerk «Welt im Wort». Das heisst nicht, dass Sachbücher den trockenen Stil eines Sprachübungsbuches haben müssen. Es gibt ausgezeichnete, anschaulich und kurzweilig geschriebene, mit Humor gewürzte und Metaphern bebilderte Sachbücher. Es gibt philosophische Werke wie die von Friedrich Hegel «voll Jugend, voll Überfülle und Glut, dichterisch durchaus» (Bloch). Von Hegel stammt der Ausspruch: «Die Poesie ist die Potenz der Philosophie, die Philosophie ist die Potenz der Poesie» (Fragmente zur Poesie und Literatur). Was wohl nichts anderes heisst, als dass Poesie hilft, den Sinn des Lebens zu finden.

Schlussbemerkung

Ich plädiere weder für hohe Schülerzahlen (pro Klasse), noch für die Wiedereinführung der Frakturschrift, noch für extreme Schulstrukturen. – Ich trete für einen Sprachunterricht ein, der sich von der grossen Belastung durch die Sprachlehrmittel befreit und sich wieder der Sprachkultur zuwendet, dem Erzählen, Memorieren und Nachschreiben, dem Lesebuch, der Klassenlektüre und dem Buch aus der Bibliothek.

Übrigens: Wer viel liest, macht wenig Fehler.

Anmerkungen

- ¹ 1. Der Mensch Die Menschen
 2. Des Menschen Der Menschen
 3. Dem Mensch Den Menschen
 4. Den Mensch Die Menschen
 5. O Mensch! O Menschen!
 6. Dem Mensch Den Menschen
Buchstabierbüchlein aus der Klosterbuchdruckerei St. Gallen.
- ² Die Fraktur hat sich im 15. Jahrhundert in Nürnberg als deutsche Alternative zu römischen und italienischen Schriftarten entwickelt. Kunsthistoriker weisen im Handbuch zur letztjährigen Veit-Stoss-Ausstellung in Nürnberg auf einen Zusammenhang zwischen der damals sensationellen realistischen Kunst des Holzbildhauers und der damaligen Nürnberger Schreibkunst hin. Es wird darauf hingewiesen, dass derselbe Nürnberger Schreibmeister, Johann Neudörfer, nebst einem Handbuch der Schreibkunst auch die erste Biografie des abenteuerlichen Lebens von Veit Stoss schrieb, der nach polnischer Version aus der Schweiz stammen soll.
- ³ Neben «gut» ist «schön» eines der meistmalträtierten Adjektive:
 Es ist schön, wenn wir schöne Schallplatten besitzen.
 Es ist schön, dass Kanada für fünf Jahre die Todesstrafe abschafft.
 Es ist schön am Strand.
 Es ist schön kalt in der 57th Street Park Avenue.
 Es ist schön heiss ... usw.
Gabriele Wohmann in «Ich weiss es auch nicht besser», Deutscher Taschenbuch Verlag dtv.
- ⁴ In den Pädagogischen Rekrutenprüfungen schrieben auch die Rekruten bis ungefähr 1950 Brief und Aufsatz aus dem Gedächtnis. Erst als in den Schulen Entwurfshefte und «Sudelblätter» das Gedächtnis stützen mussten und die Abwarte misstrautig abends auch noch die Papierkörbe zu leeren hatten, liessen sich die Prüfungsexperten herbei, mit den Prüfungsblättern auch Entwurfsblätter auszuteilen, kaum zum Vorteil der Prüfungsarbeiten, die nun nicht mehr so spontan wie früher ausfielen, und auch nicht zum Vorteil der Rekruten, die ihre schriftliche Arbeit oft unter Zeitnot beenden mussten.
- ⁵ Sehr wahrscheinlich wurde die Fraktur erst relativ spät mit Schnörkeln verziert. Das älteste Alpbuch der Schwägalp, geschrieben 1747, enthält einige Andeutungen der spätern Entwicklung. Das bereits erwähnte «Dritte Büchlein zum Gebrauche der deutschen Sprache» schreibt in den «Briefen für Landschüler» noch in der ursprünglich schlichten Form. Im Laufe des 19. Jahrhunderts, wohl unter dem Einfluss des Rokoko, wurden die Majuskeln mit schwungvollem Beiwerk versehen. Bis zur Schriftreform um 1930 wurden die Schnörkel in den obern Primarklassen und der Realschule systematisch geübt.
- ⁶ Der Konflikt zwischen Vater und Tochter nimmt ein unerwartetes Ende. Der Vater, in jungen Jahren Alpsenn, der es mit unermüdlicher Arbeit und unternehmerischem Geschick zu einem kleinen ländlichen Imperium gebracht hat – die Stadtmolkerei und ein neuerbauter Bauernhof mit Scheune und Schweinemästerei gehören ihm, – stirbt während des Baues seines Alterssitzes! Marie kehrt aus dem dreijährigen Exil heim und heiratet den Fabrikweber, der mittlerweile in der neuen Papierfabrik zum Reservemaschinenführer avanciert ist. Anna heiratet dessen Freund, den andern Weber, der Saalmeister wird.
- ⁷ Ulrich Bräker, der arme Mann vom Tockenburg, ist mit der «Schlacht von Lowositz» vertreten, ein Ausschnitt aus der schon von Goethe gerühmten Lebensgeschichte, später auch von Hugo von Hofmannsthal in sein «Deutsches Lesebuch» aufgenommen. Es ist beachtenswert, dass in einem Lesebuch, das zur Erbauung der deutschen Nation beitragen wollte, das Wort einem Deserteur, einem Antihelden erteilt wurde, ein Fingerzeig für übereifrige Soziologen, die Lesebücher immer nach den Themen, dem sekundären Kriterium, untersuchen, und nicht nach der literarischen Qualität. «Ich pfeife auf alle Aussagen von Schriftstellern über die Realität. Ich spreche von der Naturgeschichte der Poesie» (Paul Würh, Grundschullehrer in München, Literaturpreisträger 1984 der Stadt Bremen).
- ⁸ Politisch oder religiös motivierte Eiferer, die es darauf abgesehen hatten, Bücher und Bibliotheken zu zerstören, kennen wir aus der Geschichte. In den Wirren der Völkerwanderung zerstörten die Araber die griechischen Bibliotheken in Nordafrika, die grösste in Alexandria mit nahezu 400 000 Buchrollen. Papst Gregor der Grosse soll um das Jahr 600 die Bibliothek des Kaisers Augustus mit unersetzlichen Werken vernichtet haben (Päd. Lexikon). Matteo Ricci, der erste Missionar Chinas, verbrannte mit buddhistischen Statuen auch chinesische Bibliotheken (Wendekreis). Die öffentliche Verbrennung sogenannter entarteter Bücher auf Befehl Hitlers ist uns noch in Erinnerung wie auch der nachfolgende Versuch, die Juden zu vernichten. – Der Truffaut-Film «Fahrenheit 451» veranschaulicht eindrücklich die durch die Vernichtung der Literatur eingeleitete totale Zerstörung einer Stadt. Zunächst sammelt ein Feuerwehrcorps in faschistisch-schwarzen Uniformen

gewisse Bücher ein, dann veranstaltet sie in einer Privatbibliothek ein Autodafé. Die Besitzerin wirft sich ins Feuer, denn ohne Bücher könne sie nicht weiterleben. Die aus der Stadt Vertriebenen, die mit dem Leben davongekommen sind, treffen sich in einem Wald, wo sie wie Geistesgestörte herumgehen und Sätze aus der Literatur memorieren. Ein Sterbender flüstert, auf dem Boden liegend, einem Knaben Sätze ins Ohr, die dieser wiederholen muss. Man ist wiederum auf dem Urgrund aller Kultur, der mündlichen Überlieferung.

Ihr Partner für Schuleinrichtungen



Eugen Knobel · 6300 Zug · Tel. 042 21 22 38

Friedensarbeit an katholischen Schulen

Willy Bünter

11. Studientagung der KKSE

Die 11. Studientagung der Konferenz Katholischer Schulen und Erziehungsinstitutionen der Schweiz (KKSE) fand vor kurzem im Jugend- und Bildungszentrum Einsiedeln statt.

Nur wenig mehr als 30 Personen, in der Mehrzahl Ordensfrauen, folgten der Einladung der Vorbereitungsgruppe. Die kleine Teilnehmerzahl ermöglichte aber intensiven Gedankenaustausch und persönliche Begegnungen und Erfahrungen.

An der Tagungsleitung beteiligten sich Andreas Amrein vom Friedensdorf Flüeli-Ranft, Guido Baumgartner, Juvenat, Flüeli-Ranft, Willy Bünter und Stephanie Hegi von der Arbeitsstelle für Bildungsfragen und Sr. Ingrid Hug, Seminar Bernarda, Menzingen. Die Referate wurden gehalten von Andreas Amrein, Guido Baumgartner, Toni Schmid, Zürich, Monika Stocker, Zürich und Pfarrer Hermann Herzog, St. Gallen. Trotz der verhältnismässig grossen Zahl von Referenten und Mitarbeitern blieb das Tagungskonzept offen. Im Zentrum standen die Teilnehmer mit ihren Erfahrungen von Frieden und Unfrieden in der Schule und in persönlichen Bereichen.

Frieden, ein Auftrag der Christen

Paul Jakober, Präsident der KKSE, welcher die Tagung eröffnete, bemerkte, dass die KKSE das Thema «Frieden» nicht deshalb gewählt habe, weil zurzeit alle vom Frieden redeten, sondern weil zumindest der Vorstand der KKSE der Überzeugung sei, dass Friedensarbeit in besonderer Weise eine Aufgabe der katholischen Schulen sei. In der Einladung zur Tagung hiess es: «Wir halten den Frieden als Voraussetzung für den Sinn des Lebens. Wir meinen, dass der Frieden im Grossen Frieden im Kleinen voraussetzt. Deshalb betrachten wir es als wichtige Aufgabe, Friedensfähigkeit einzuüben.» Es ging also nicht darum, sich mit theoretischen Konzepten der Friedenspädagogik auseinanderzusetzen, sondern um das gemeinsame Bemühen, aufgrund persönlicher Erfahrungen und Einsichten Wege des Friedens zu suchen.

Die Bedeutung des Persönlichen wurde sehr bald deutlich gemacht: Nach einer kurzen besinnlichen Einführung wurden die Teilnehmer gebeten, sich einzeln zurückzuziehen, sich auf den eigenen Frieden oder den eigenen Unfrieden zu besinnen und dann das Ergebnis in irgendeiner Form zum Ausdruck zu bringen.